

Andrew McMillan: „Physical“

Der männliche Körper: von zart bis rau

Von Enno Stahl

30.05.2023

Andrew McMillans Gedichte behandeln den männlichen Körper und alles, was damit zusammenhängt: nicht nur Sex, sondern auch soziale Konstruktionen, Anforderungsprofile und andere Männlichkeitsbilder.

Andrew McMillans Gedichte sind intensiv. Sie mögen auch kalkuliert sein. Doch überwiegt das Kalkül niemals die Spontaneität. Mitunter sind sie symbolistisch. Das Folgende mag eine Lesungssituation beschreiben oder nur eine innere Stimmungslandschaft:

„ich schicke meine fremde stimme auf Tour / durch die blechverdachten Hallen halb ländlicher Provinzen / ich verstehe kaum was ich sage / aber das Publikum dreht durch und / Donnerschläge dröhnen durch das Tal in dem ich schlafe / und mein Cellist mit Einsamkeitsfrisur folgt dem Takt zwischen uns / und ich gurgele Salz“

Solche hermetisch anmutenden Konstellationen sind eher die Ausnahme. Zumeist ist McMillans Lyrik drängend wirklichkeitsnah. Es geht um den Körper des Mannes, es geht um das, was ein Mann eigentlich ist. Heutzutage, wo so viele Männlichkeitsmythen dekonstruiert sind. Bei McMillan äußert sich die komplexe psychische Problemlage etwa in dem Langgedicht „Protest des Körperlichen“. Es besteht aus Bildscherben, Versatzstücken, Satzfragmenten, wie flüchtig hingeworfen, flüchtig aufgefangen.

Anordnung im Mosaik

„Annahme es gibt das Schöne im Alltäglichen / die Ladenreihen auf der Shambles Street / der Tag jagt seinen eigenen Schatten // (...) das Neonschild eines Fish&Chip-Ladens knallt / Licht in die Stadt ein Mann / pisst an die Tür // eines Zugs Richtung Westen das rastlose / Bett des Atlantiks ich hätte mich / mehr anstrengen können hätte ich tun sollen“

Schon im visuellen Erscheinungsbild schlägt sich das nieder, wie Mosaiken sind einzelne Worte oder Wendungen auf der Seite verteilt. Als eine spezielle formale Note verwendet McMillan Tabulatoren, die immer auch einen Bruch in der Zeile markieren, einen neuen

Andrew McMillan

Physical

Aus dem Englischen von Mazlum Nergiz und Richard Stoiber

März Verlag, Berlin

120 Seiten

26 Euro

Satzbeginn, eine neue Bildebene. Besonders eindringlich und persönlich formuliert das Gedicht „Wie man ein Mann ist“ die Frage nach der wahren Maskulinität. Es beschreibt den Tod des Großvaters, den das lyrische Ich als Kind oder Jugendlicher erfährt:

erleben wie der Vater meines Vaters stirbt // diese Art zu sterben bei der sich langsam der Körper vergisst / wie gehen wie sprechen wie Festes schlucken

Doch nicht dieses Sterben, die Qual der letzten Stunden, ist Thema dieses Gedichts, sondern die Reaktion des Vaters auf den Tod seines Vaters:

„du dachtest du wüsstest wie Männer / trauern sollen / du dachtest alle Männer empfinden Distanz zu ihren Vätern / du dachtest alle Männer trauerten wie kleine griechische Frauen / in Schwarz die sagen Das Brot muss noch gebacken werden / du dachtest Männer machen einfach weiter / als sich dein Vater vor dir öffnete / hatte niemand dir beigebracht wie du ihn danach wieder zusammensetzt“

Die Unzuverlässigkeit des lyrischen Ichs

Die Offenheit, mit der sein Vater Trauer und Verletzung zeigt, ist für den Jungen verstörend. Sie entspricht nicht dem Bild, das er selbst bislang von seinem Vater hatte. Und ebenso wenig dem Bild, das die Gesellschaft Männern und ihrem Gefühlshaushalt einräumt. Aber selbst wenn man Emotionen zulässt, ist es nicht einfach. Die geheimen Abgründe der Gefühle zeigt ein anderes Gedicht:

„die schwarz-weiße Flucht des Tiers / in die Wälder schien mir solch ein Moment der Freiheit zu sein / dass ich nach Hause ging und mit dir Schluss machte / mache dich nicht lächerlich ich bin nicht abergläubisch selbst wenn wir die Straße / mit seinem Fell und Leben tapeziert selbst wenn wir ihn plattgemacht hätten // hätte ich nicht noch eine Nacht des Schweigens mit dir ausgehalten / dass wir fast einen Dachs getötet hätten ist unwichtig / egal wir waren eh viel zu schnell als dass wir hätten anhalten können“.

Wie so häufig erweist sich auch in McMillans Text das lyrische Ich als unzuverlässig. Denn allen Beteuerungen zum Trotz, wie unwichtig die Beinahekollision mit dem Dachs gewesen sei, scheint sie durchaus eine Rolle zu spielen. Das Entkommen des Tiers zurück in die Freiheit wird parallel gesetzt mit der Befreiung aus einer als Bedrängung empfundenen Beziehung. Vielleicht wäre es sowieso zum Bruch gekommen. Aber das Erlebnis mit dem Dachs hat offensichtlich eine Auslöserfunktion.

Andrew McMillans Lyrik ist in der Tat ungewöhnlich. Wie in nahezu jedem Gedichtband gibt es auch in „Physical“ stärkere und schwächere Texte. Die besseren aber markieren etwas Neues, etwas Eigenes, rauh und verletzlich, formstark und innovativ. Dem März Verlag und den beiden Übersetzern Mazlum Nergiz und Richard Stoiber, letzterer auch Verleger, ist dafür zu danken, dass sie McMillans Poesie dem deutschen Sprachraum erschlossen haben.